



# Notes and News / Aus dem philosophischen Leben / De la vie philosophique

## Ethik als prima philosophia?

### Bericht über ein gleichnamiges Symposium der Internationalen Gesellschaft „System der Philosophie“ vom 9.–10. November 2007 in Wien

Kann Ethik überhaupt – und wenn ja, inwiefern – den Rang einer „Ersten Philosophie“ beanspruchen, wie er traditionell der Metaphysik zukam? Im Gefolge Kants kann diese Frage bekanntlich nicht mehr einfach dahingehend einer Klärung nähergebracht werden, daß man untersucht, ob Ethik immer auch (und sei es implizite) Metaphysik sei bzw. wenigstens in einer solchen gründe, weil das Unterfangen einer Metaphysik (im Gefolge der Wolffschen Schulphilosophie als Ontologie bzw. philosophischer Theologie usw.) definitiv verlorengegangen bzw. nur noch in einer grundlegend reformulierten Weise wieder erschließbar schien.<sup>1</sup> Den Anfang zu einer Reformulierung von Metaphysik macht bekanntlich – noch vor Hegels spekulativer Dialektik und vor einer Fundamentalontologie des Daseins – Kant selbst, dessen Prinzip des Ich (wie der deutsche Idealismus näher ausführen sollte) als ein tätiges implizit ohnedies schon praktisch ist und dessen praktische Philosophie die klassischen Themen der *metaphysica specialis* in Gestalt der Postulatenlehre wieder zu erschließen vermochte. So eröffnet sich mit Kant die Möglichkeit, daß eine Ethik die Metaphysik nicht bloß fortführt und konkretisiert, sondern überhaupt erst ermöglicht und dieser systematisch vorangeht, also nicht nur *auch* zur „Ersten Philosophie“ gehört, sondern geradezu *die* „Erste Philosophie“ ist – wobei die Stärkung des tätigen und insofern schon praktischen Moments unter dem Titel der Autonomie des Subjekts freilich auch Gefahr läuft, in einen unüberwindbaren Gegensatz zur ‚Theorie‘ (sei es als einer Erkenntnislehre oder – immer noch, und wieder! – als einer Ontologie) zu geraten.

Die zwölf Referenten des internationalen Symposiums an der Universität Wien, über das hier zu berichten ist – Vortragende aus Österreich, Deutschland, der Schweiz, Italien, England und Polen – versuchten sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln, und dabei teils systematisch, teils problemgeschichtlich, teils näher an Themen einer Ethik, teils mehr an deren Grundlegungsproblemen orientiert, der Ausgangsfrage des Kongresses zu nähern.

Wolfdietrich Schmied-Kowarzik (Kassel) spannte einen weiten Bogen von Plato über Aristoteles, Kant und Hegel bis ins 20. Jahrhundert, um die wechselvolle Geschichte des Primats einmal der Praxis (prononciert bei Plato und Kant) und dann wieder der ‚Theorie‘ (bei Aristoteles oder Hegel) nachzuzeichnen, wobei die dem Vortrag folgende Diskussion gegen eine allzu strikte Trennung von Theorie und Praxis etwa daran erinnerte, daß Platos *agathón* schon im *Staat* auch metaphysisches Prinzip war und die Lektüre der späten Dialoge die kategoriale Dialektik als „Erste Philosophie“ erscheinen lassen kann. – Was das Erste war, zeigt sich aber (in der Abwandlung eines Hegelschen Diktums) ohnedies erst am Ende. Vielleicht auch ein Stück weit in diesem Sinn plädierte Schmied-Kowarzik, Ehrenberg folgend, der diesen Gedanken schon vor Adorno gefaßt hatte, entschieden für eine *Letzte* Philosophie im Sinne einer Meta-Logik, die das Logische als solches, aber es begrenzend,<sup>2</sup> zum Thema habe und auf jeden Fall auf das Schmied-Kowarzik zufolge bei Hegel kraß unterbelichtete Individuelle und Existentielle den Fokus legen möchte.

Einen umfassenden *systematischen* Entwurf einer Ethik legte Klaus Düsing (Köln) vor: Ethik gründe in Subjektivität qua voluntativer Selbstbestimmung, wobei Düsing den Begriff „Selbstbewußtsein“ nicht idealistisch oder neukantianisch als eine schon unter einer bestimmten Ägide vorgefaßte ‚Struktur‘ verstanden wissen möchte, sondern im Ausgang von „Basiserfahrungen“ als eine dynamische Abfolge sich anreichernder „Modelle“ generieren will: Solche Erfahrungen sind das

stets implizite Mitbewußtsein seiner selbst in allem Bewußten (phänomenologisches Horizontmodell); dann die thematische Unmittelbarkeit seiner selbst etwa in einer Grundgestimmtheit; schließlich die reflexive Zuschreibung von Eigenschaften qua „Ich bin (dies und jenes)“ und von da aus eine synthetisierende „Gesamt-Selbstbeziehung“, die durch weitere Idealisierung erst so etwas wie ein „reines Selbst“ erbege – ein Vorgehen, das Düsing die Kritik einbrachte, auf Kosten einer Dialektik etwa von Faktizität und Spontaneität des Ich zu sehr an Husserl orientiert zu sein. Dem ‚Aufstieg‘ zum Begriff des reinen praktischen Selbsts, wie es *sich* noch nicht zeitlich ist, folgt dessen Realisierung und mithin die weitere Konkretion des Prinzips der voluntativen Selbstbestimmung zu einer Pflichten-, Tugendlehre usw., wobei Düsing zuletzt auch zu anderen Entwürfen einer Ethik Stellung bezog: Hegel und vor allem Fichte warf Düsing vor, daß sie Intersubjektivität erst deduzieren und hierdurch nur zum Begriff eines anderen Selbst gelangen und nicht zu dessen Existenz. Während Kants reiner Wille zu intellektual gefaßt sei und außerdem der Gedanke der Anerkennung fehle, seien die diesbezüglichen Ansätze Rawls’ und Habermas’ zu reich an Voraussetzungen, die es erst einzulösen gelte.

Wir können hier der Frage, ob Hegels berühmte Worte, wonach das Ich sich nur in einem anderen Selbstbewußtsein finde, nicht vielmehr bedeuten, daß es als abstrakte Selbstmacht wie als bloßes Prinzip schlechthin *keine* Wahrheit hat und *realiter* schon längst in einem Anerkennungsverhältnis steht, nicht nachgehen, doch mit dem eben Angeregten läßt sich gut zu Wolfgang Marx’ (Bonn/Heidelberg) Überlegungen zum Begriff „Spontaneität“ überleiten: Denn diese sei kein „höchster Punkt“ im Sinne einer Letztbegründung, und zwar schon deswegen nicht, weil mit jedem Anhub eines Begründens schon einhergeht, was begründet werden soll, und der Begriff „Spontaneität“ außerdem ‚didaktischer‘ Erläuterung bedarf und nicht schon aus sich heraus verständlich ist.<sup>3</sup> Die sich immer auf Anderes (schon Vorliegendes, durch sich Entdecktes usw.) beziehende – und nie nur abstrakt-punktuell – Spontaneität stößt schließlich in Gestalt eben dieses Anderen auf ihren eigenen Abgrund und mithin (Marx nennt hierzu Richard Höningwald) auf die Faktizität ihres eigenen Prinzips, womit Marx Schmied-Kowarziks Plädoyer für eine nicht Erste, sondern *Letzte* Philosophie sicherlich nahekommt. Die darauffolgende Diskussion brachte den m.E. fruchtbaren Anstoß, ob dies Andere nur die Grenze ist, woran die Reflexion sich stößt, oder auch deren „Inspiration“ und Ermöglichung.

Waren Schmied-Kowarziks problemgeschichtlicher *tour d’horizon* zwei fundamentalphilosophisch-systematische Beiträge gefolgt, so nahmen die meisten der folgenden Vorträge wieder stärker auf einzelne Denker Bezug.<sup>4</sup> Zunächst auf Aristoteles und Kant.

Der aristotelischen Trennung von theoretischem *nous* und sittlicher *phronesis*, die (entgegen einer allgemeinen Schau) auf das Einzelne geht, steht, wie Kurt Walter Zeidler (Wien) bemerkte, entgegen, daß einer anderen Stelle der *Nikomachischen Ethik* zufolge auch der (praktische) *nous* „auf das Letzte“ und „den Untersatz“ geht.<sup>5</sup> Nicht zuletzt von hierher kann Zeidler im *Schluß*, welcher die Dualität von unmittelbarem Ergreifen und vermittelndem Denken zu überwinden vermag, den *logischen Ort der Freiheit* (so der Titel seines Vortrags) erblicken – freilich nicht schon in der formalen aristotelischen Syllogistik, sondern erst im Horizont einer transzendentalen Logik, die nach den Möglichkeitsbedingungen des Erkennens und Handelns fragt. Kants Ethik kranke allerdings an der vorausgesetzten Trennung von sinnlicher und intelligibler Welt und in der Folge an ihrem Formalismus (wozu Zeidler aufzeigte, daß die Anwendung des kategorischen Imperativs nur unter teleologischen Zusatzannahmen gelingt). Dagegen skizzierte er ein dreigliedriges Verständnis von Regeletablierung, das zwischen das Aufstellen und das Anwenden einer Regel die vermittelnde Identifikationsleistung eines Ich stellt, etwas als den Fall einer Regel zu klassifizieren. In Montesquieus Gewaltenteilung entspricht diese von modernen Ansätzen, die das Befolgen einer Regel nur als sozial erlernt ansehen wollen, durchwegs übersehene Identifikationsleistung der Justiz, wobei aber auch Montesquieu dadurch, daß er den Richter auf eine ‚Anwendungsmaschine‘ reduziert, diese Trias zu einer Polarität herabsetzt.

In seinem Vortrag „Ontologie als Ethik“ versuchte Wilfried Griebner (Wien) – ebenfalls gegen eine Trennung von Theorie und Praxis –, die Metaphysik als Ausgangsort auch der Ethik zu rehabilitieren, was allerdings erst dann gelingen könne, wenn das philosophische Denken durch die Transzendentalphilosophie hindurch in das Sein zurückfinde, das, vermittelt durch eine Selbstentäußerung des Denkens, als ein seinerseits *in sich und von sich her bewegtes* gesetzt bzw. ‚entlassen‘ werden kann. Diese zunächst philosophiegeschichtlich in einem Gang von Plato, Aristoteles und namentlich Thomas von Aquin über Kant bis Hegel entwickelte Überlegung wurde anschließend an dem aktuellen Thema der Hirnforschung bewährt, der, so die von Hegels Ausführungen zu Physiognomie und Schädellehre inspirierte These, erst dann der

Stachel genommen ist, wenn das Gehirn als *daseiendes* (und zwar seinerseits:) Selbstbewußtsein erkannt ist und Sätze wie der, daß das Denken nichts weiter als Gehirntätigkeit sei, nicht vorschnell nur als Zeitgeist und Marktschreierei abgetan werden, sondern durch eine solche Selbstentäußerung des Ich dialektisch ihr relatives Recht zurückerhalten.

Weithin als Kantkritik verstand sich auch der Vortrag von Giacomo Rinaldi (Urbino), der gleichfalls dem *Verhältnis der Ethik zur Metaphysik* nachging und für eine Identität beider Disziplinen plädierte, wie sie bei Kant zwar angelegt sei, aber letztlich äußerlich bleibe. Diese Äußerlichkeit gründe nicht zuletzt in Kants Tendenz, in der Sprache der deutschen Aufklärung pietistische Vorstellungen wiederherstellen zu wollen, wobei Kant sich hierdurch in zahllose Ungereimtheiten verwickelt habe: So halte er ungeachtet der notwendigen Konversion des menschlichen Willens aus seiner unmittelbaren Boshaftigkeit zur Selbstbestimmung nach dem moralischen Gesetz, wie sie eine *Identität* von Gut und Böse voraussetze, weiterhin an der eigenständigen Wirklichkeit eines radikal Bösen fest. Der hierdurch erforderliche Eingriff eines transzendenten Gottes unterlaufe jedoch den kritischen Gebrauch der Kausalitätskategorie und trete in Konkurrenz zur Autonomie des Ich.

Der zweite Tag des Symposions begann mit Thomas Poschs (Wien) Überlegungen zum *Begriff einer weltanschaulich neutralen Ethik*. Einer Begriffsgeschichte von „Weltanschauung“, die aufzeigt, daß dieser Terminus dereinst beileibe nicht jenen pejorativen Beigeschmack hatte, der ihm heute beiwohnt, folgte ein entschiedenes Plädoyer für die Möglichkeit einer Fundamentalphilosophie, die Auffassungen zu begründen und dabei auch in Hinblick auf eine Ethik *immanent* zu begründen imstande ist. Eine solche Begründung mag sich zwar motivgeschichtlich aus partikulären (z.B. religiösen) Auffassungen speisen, vermag deren Inhalt aber in eine ihren Entstehungskontext transzendierende Begrifflichkeit zu transponieren, sodaß die Herkunft eines Konzepts wie z.B. der Menschenwürde aus einer bestimmten Tradition (wie hier der jüdisch-christlichen) einer so verstandenen weltanschaulichen Neutralität keineswegs entgegenstehe. – Die Diskussion erbrachte unter anderem die Anregung, den Terminus „neutral“ in Anlehnung an Hegels Gebrauch von Neutralität als ein Resultat des chemischen Prozesses darüber hinaus als das *Ergebnis* eines tatsächlichen Austrags konträrer Auffassungen zu sehen, ohne diese vorschnell durch eine die *Bestimmtheit* jedes

Handelns fliehende Rhetorik der Pluralität und des Dialogs für ‚versöhnt‘ zu erklären.<sup>6</sup>

Maria Szyszkowskas (Warschau) Vortrag „Der Mensch als Schöpfer der Werte“ betonte, daß Werte wie z.B. die Menschenwürde nicht aus der anthropologischen Beschaffenheit des Menschen herleitbar seien, sondern einem Handeln aus Freiheit entspringen. Ihre These, das Recht als Ermöglichungsgrund der Moral zu ersehen, rief jedoch einige Einwendungen hervor.

Eine sehr kontroverse Diskussion erbrachte auch der seinem Titel nach mit dem Titel des Symposions wortidiente Vortrag von Karen Gloy (Luzern), die ebenfalls für einen Vorrang der Metaphysik vor der Ethik eintrat, aber dies aus dem Grund, weil Ethik immer mit einem „Du mußt“ bzw. „Du sollst“ einhergehe und es, um über eine bloß formalistische Ethikbegründung hinauszugehen, „äußerer Referenten“ bedürfe, die aber (was Gloy an zahlreichen „Kandidaten“ wie: Schöpfungsordnung, metaphysische Ordnung, Naturrecht usw. aufwies) alle historisch und kulturell bedingt und schon von daher hinterfragbar seien. Es bleibe also nur ein ethischer Relativismus.<sup>7</sup>

Kenneth Westphal (Canterbury) zeigte in seinem Vortrag „Urteilkraft, gegenseitige Anerkennung und rationale Rechtfertigung“ auf, daß jedes Urteil, das einen Wahrheitsanspruch erhebt, erst dann vollständig ist, wenn es um die eigene Fehlbarkeit und Korrigierbarkeit durch Andere weiß und mithin die „gegenseitige Anerkennung der rationalen, obzwar auch fehlbaren Urteilsfähigkeit des jeweils Anderen“ voraussetzt. Auch Kants Konstruktion von Normativität bewege sich implizit schon in einem derartigen sozialen Kontext, als sie auf die mögliche Zustimmung *aller* Beteiligten abziele.

Mit Manfred Wetzels (Berlin) Vortrag erfolgte einmal mehr eine Kritik an Dualismen Kants, hier nun an Kants Zurückweichen vor einer lebensgeschichtlich-diachronen selbstreflexiven Identität, wie sie aufgrund der vorherrschenden Dichotomie von bloß *logisch* vorausgesetztem Ich einerseits und andererseits einer numerischen Identität nur in der Erscheinung (d.h. aus einer Beobachterperspektive) für Kant nicht in Betracht komme.

Schlußendlich gab Edith Düsing (Köln) über den ansonsten vorherrschenden kantisch-idealisch-neukantianischen Kontext des Symposions hinaus einen Ausblick auf Nietzsche: Findet man beim jungen Nietzsche häufig Selbsthaß und Selbstzerfleischung, so ist im *Zarathustra* auch vom „Gnadenwunder“ vergebender Liebe die Rede, so, daß die Selbstverachtung im Zuge einer Erhebung über sich

selbst sogar so etwas wie eine „Selbstbegnadigung“ hervorbringen kann. Nietzsche nähert sich bei alldem (und dies war der Hauptgedanke des Vortrags) in seiner Spätphase der (gegenüber Kant) individuelleren Moralkonzeption Fichtes, wobei aber für Edith Düsing offenblieb, ob Nietzsche die kantisch-fichtesche Moralität tatsächlich *aufhebt* oder an die Stelle eines solchen „Hypermoralismus“ vielmehr ein „Immoralismus“ tritt, der den Anspruch von Moral nur unterläuft.

Wie dem Bericht zu entnehmen ist (und wie bei Kongressen üblich), zog sich die Ausgangsfrage des Symposions als ein eher loser ‚roter Faden‘ durch die Vorträge hindurch. Einigkeit herrschte aber (wie bei einer Tagung der Gesellschaft „System der Philosophie“ kaum anders zu erwarten ist!) dahingehend, daß eine philosophische Ethik einer systematischen Fundierung bedarf, gleich ob diese in ihrem Vollzug ihrerseits schon ‚Praxis‘ ist und näherhin geschichtlich, und gleich, ob eine mit dem Anspruch allgemeiner Verbindlichkeit auftreten könnende Ethik im engeren Sinn in der Folge überhaupt als möglich angesehen wird.

1

Immer aber mit dem Vorbehalt, daß die auch gegenwärtig weiterhin bekämpfte oder vielmehr schlicht diskreditierte Metaphysik nur ein Pappkamerad war, wie sie zu keiner Zeit von einem ernstzunehmenden Philosophen je vertreten wurde!

2

Und dies schließt eine *Selbstbegrenzung* des Logischen wohl nicht aus.

3

Ich erlaube mir, zu ergänzen, daß man mit Hegel zwar durchaus einen „höchsten Punkt“ postulieren kann, dieser sich aber sogleich und schon *von sich her* als sich selbst aufhebend und übergegangen in

Anderes erweist. Damit ist jene ‚Reflexionsstruktur‘ eröffnet, von der Marx einschärft, daß sie nicht unterlaufen werden kann.

4

Wobei – traditionellen Linien der deutschsprachigen Philosophie folgend, wie sie sich auch in der Gesellschaft „System der Philosophie“ wiederfinden – vor allem die Polarität Kant versus Hegel immer wieder zum Vorschein kam (siehe auch den weiteren Bericht).

5

Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, VI. Buch, Kap. 12, 1143b.

6

Die zeitlose wie zeitliche *Geschichte* oder der *Verlauf* dieser Bestimmtheit (eine Formulierung, die Hegel gegen Ende seiner *Wissenschaft der Logik* gebraucht) könnte dann folgerichtig durchaus in einer *bestimmten* Religion ausgesprochen sein, bzw. in einer sie kraft deren ‚Selbstinkarnation‘ weiterführenden Philosophie, mit dem paradoxen Ergebnis, daß eine weltanschaulich neutrale, *weil um ihre Bestimmtheit wissende* Ethik am Ende vielleicht *nur* als eine christliche Ethik möglich ist. Dieser Überlegung konnte im Rahmen des Symposiums aber nicht weiter nachgegangen werden.

7

Es sei die Bemerkung gestattet, daß ein solcher (aufs erste ‚zeitgeistig‘ scheinender) Relativismus Hegels Auffassung gar nicht so fern steht, wie man zunächst vermuten könnte, denn auch das Gewissen in Hegels *Phänomenologie des Geistes* handelt aus einer Überzeugung heraus, die es nie vollständig zu rechtfertigen vermag, und erst, indem es seine Bestimmtheit schlicht *bekannt*, überwindet es den *formellen* Charakter der Moralität, mithin aber auch die (m.E. schiefe) Alternative von formaler versus materialer Ethik. Nicht von ungefähr versteht Hegel seine Philosophie als den – aber *sich vollbringenden* – Skeptizismus!

**Wilfried Grießer**